

**Zwischen Emotion und Kalkül.
„Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne**

Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V.
Dresden, 27. bis 28. März 2008

Anlass der Tagung war die Gründung des „Landesvereins Sächsischer Heimatschutz“ vor 100 Jahren. Dieses Jubiläum sollte dazu genutzt werden, den Wandel von Ortsbezogenheiten und deren konstruktivistischen Charakter von der Entstehung der Moderne bis in die Gegenwart zu verfolgen. Der Begriff und das Themenfeld „Heimat“ mit ihren emotionalen, gesellschaftlich-politischen und ideologischen Aufladungen haben nach wie vor Konjunktur. Sie sollten unter Berücksichtigung neuer Raumkonzepte innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften analytisch begleitet werden. Die Tagung verstand sich somit auch als interdisziplinär. Organisiert von der volkskundlichen Abteilung des „Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V.“ (ISGV) lag der Schwerpunkt sicherlich auf dieser Disziplin. Außerdem lieferten die Fächer Geschichte, Landschaftsplanung, Soziologie und Ethnologie Beiträge. Die Veranstaltung war in drei Hauptthemenkreise gegliedert: 1. Historische Entwicklungslinien, 2. Ostdeutsche Befunde und 3. Ortsbezogenheit in der Spätmoderne. Der geschäftsführende Direktor des ISGV, *Enno Bünz*, verwies in seiner Begrüßung der Tagungsteilnehmer auf die verschiedenen Wertigkeiten von „Heimat“ während des 20. Jahrhunderts sowie auf die Renaissance des Begriffs.

Darauf folgte die thematische Einführung durch *Manfred Seifert* (Dresden). Er stellte den Wandel des Heimatbegriffes in den Vordergrund. Dieser habe sich einst vom Rechtsbegriff zum „Versöhnungsbegriff“ (nach Hermann Bausinger) entwickelt und dabei verschiedenste Umdeutungen erfahren. Der bürgerlicher Heimatbegriff ist im Prozess der Moderne zu verorten, da er aus den gesellschaftlichen Veränderungen im Gefolge der Französischen Revolution und der Industrialisierung resultiert. Dieser Prozess wurde von einer Emotionalisierung des Begriffs Heimat begleitet, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die, auf fatale Weise politisch nutzbar gemachte, „Deutsche Heimat“ entstehen ließ. Im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verlagerte sich das Verständnis von Heimat in das Regionale und erfuhr außerdem eine Ästhetisierung. Beleg dafür ist das verstärkte Auftreten von Phänomenen wie Heimatfilm und -literatur. In Zeiten immer stärker werdender Globalisierungsschübe konstatierte Seifert einen alltagsweltlichen Bedeutungsverlust von physischen und zeitlichen Ortsgebundenheiten, in deren Folge soziale Netzwerke aus diesen Kontexten „entbettet“ werden (nach Anthony Giddens). Dieser Prozess verlange auch die Reflexion über neue Raumkonzepte in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Innerhalb dieses weitgespannten Bogens waren die Vorträge der Tagung angesiedelt, wobei das Hauptaugenmerk auf neuere Forschungen und innovative Konzepte gelegt wurde.

Die Vortragsreihe und somit den Themenkreis „Historische Entwicklungslinien“ eröffnete die Historikerin *Katharina Steber* (London) mit Ihrem Beitrag „Fluchtpunkt ‚Heimat‘. Die Ordnung des Regionalen im bayerischen Schwaben der Weimarer Republik“. Anhand der kleinstädtisch und dörflich geprägten Region Nördlinger Ries, die sie als „imagined community“ begreift, wurde die Konjunktur von „Heimat“ in den 1920er Jahren aufgezeigt. Heimat wurde zum Rückzugsgebiet für das Bürgertum, aber auch für die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die sich dem Trend nicht entzog, so dass ein Heimat-Paradigma entstand, das

kulturpolitischen Monopolcharakter erhielt. Zwar behaupteten die Heimatvereine stets, unpolitisch zu sein, doch bot sich durch die Konzentration auf das Eigene, die kulturkritische Haltung, die Übernahme biologistischer/rassistischer Konzepte und folglich die stete Trennung vom Fremden durch Suggestivierung von Einheitlichkeit eine rechte Alternative.

Mit dem Heimatschutz in der Großstadt widmete sich *Sándor Békési* (Wien) einer bisher in der Forschung stark unterrepräsentierten Thematik. Gilt die genannte Konstellation von Heimat und Großstadt bis in die Gegenwart immer noch als Widerspruch, so konnte Békési am Beispiel Wiens an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eindrucksvoll das Gegenteil beweisen. Dabei verdeutlichte er, dass es nicht „den einen“ Heimatschutz gab. Der Heimatschutz sei vielmehr als Sammelbewegung zu verstehen, die sich aus den bürgerlichen Reformbewegungen speist. So begegnet uns neben der deutschnationalen, völkischen Variante des Heimatschutzes auch eine liberale, „reform-konservative“ Ausprägung. Des Weiteren war die Heimatschutzbewegung im doppelten Sinne modern, denn sie hatte die Funktion des Widerparts und war gleichzeitig eine gemäßigte Variante der Modernisierung. Anhand zweier Institutionen, der Zeitschrift „Hohe Warte“ und dem „Verein zum Schutze und zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Wiens und Niederösterreichs“, einer elitären Vereinigung mit nur 300-400 Mitgliedern, konnte der Referent die starken urbanen Bezüge des Heimatschutzes nachweisen. Verein und Zeitschrift bezogen sich vor allem auf Städtebau, Wohnungsreform, Denkmalpflege und Architektur, wodurch Großstadtkritik gerade nicht zur Großstadtfeindlichkeit wurde. Schließlich verortete Békési den Heimatschutz als Übergangsphase zwischen Tradition und Moderne, da sich in ihm die beiden Leitbilder dieser Zeit, Geschichtssinn und Fortschritt, berührten und er somit gleichzeitig auf Vergangenheit und Zukunft ausgerichtet war.

Es folgte *Elisabeth Timm* (Wien) mit dem Thema „Volksgenealogie: Wie ein steirischer Pfarrer in den 1920er Jahren die ‚Heimatliebe‘ zu fördern suchte und stattdessen Kulturgeschichte betrieb“. Das Referat war thematisch ihrer momentan im Entstehen begriffenen Habilitation entnommen, in der sie sich auf ein Konvolut mehrerer hundert Briefe des steirischen Pfarrers Konrad Brandner und auf volksgenealogische Literatur aus der Zwischenkriegszeit stützt. Die im Zuge von Agrarromantik und damit einhergehendem Interesse an bäuerlichen Familienchroniken entstehende Volksgenealogie, die aufgrund des Zugangs zu den Kirchenbüchern hauptsächlich von Pfarrern betrieben wurde, setzte sich zum Ziele, die Heimatliebe in den jeweiligen Gemeinden zu fördern. Der Aufforderung Brandners zur Erstellung einer Volksgenealogie der Steiermark folgten viele seiner Kollegen, aber auch Archivare und Historiker. Verwirrend, uneinheitlich und grotesk wirkt jedoch die Praxis der Volksgenealogen. So wurden beispielsweise uneheliche Kinder nicht als solche aufgenommen. Diese Mischung aus Datenschutz und Prüderie zeugt von einem nach heutigen Gesichtspunkten unvorstellbaren Umgang mit Quellen. Ein weiteres Problem stellte sich in Form der Migration dar. Wollten die Pfarrer die Landflucht bekämpfen, so waren sie nun in ihren Kirchenbüchern mit 300 Jahren europäischer Binnenmigration konfrontiert. Was somit entstand, waren kulturhistorische Studien, in denen beispielsweise Namen ausgewertet wurden. Doch bereits Mitte der 1920er Jahre nahmen die Arbeiten der Volksgenealogen wieder ab und völkisch-rassistische Familienforscher traten in den Vordergrund.

Der erste Themenkreis wurde durch *Silke Götsch-Elten* (Kiel) mit dem Vortrag „...von der Urgeschichte bis in die Gegenwart“. Zu Konstruktion von Landkreisen als Heimatregion“ abgerundet. Ausgehend von einer in der jüngeren Vergangenheit in Schleswig-Holstein ausgetragenen Debatte über den Abschied vom herkömmlichen KfZ-Zeichen, in der das Autokennzeichen von Politikern zum „Heimatzeichen“ stilisiert wurde, stellte sie die Frage, wie es zu dieser emotionalen Aufladung von Verwaltungseinheiten kommt? Dabei richtete sie ihren Blick in die Vergangenheit, denn die Landkreise in Schleswig-Holstein sind Produkte der preußischen Verwaltungsreform des 19. Jahrhunderts. Sie wählte dabei drei Ebenen der Annäherung. Die erste Ebene ist die der Denkmalpflege, da bereits im Jahr 1870, nur drei Jahre nach Gründung der Kreise, eine Aufnahme der Altertümer Schleswig-Holsteins in Angriff genommen wurde. Die zweite Ebene betrifft die Illustrierten

Kreiskalender, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden und durch die der Kreis zum Nahraum wurde. Dies belegte sie durch die Verdichtung der Kommunikation und eine verstärkte Mobilität innerhalb des Kreises, wie sie beispielsweise durch Anleitungen zu Sonntagsausflügen in den eigenen Kreisen angeregt wurden. Die dritte Ebene ist die der Heimatbücher aus der Zeit der Weimarer Republik, da nach dem I. Weltkrieg „Heimat“ einen enormen Bedeutungszuwachs erfuhr, indem der Kreis als quasi natürlich gewachsene Region von der Urgeschichte bis in die Gegenwart dargestellt wurde, so dass die Kreisgründung im Jahr 1867 als logische Konsequenz erscheinen musste.

Die Vorträge zum Themenkreis „Ostdeutsche Befunde“ eröffnete *Sönke Friedreich* (Dresden), indem er sich mit der Entstehung des Heimatgedankens aus der Mobilität heraus auseinandersetzte. Am Beispiel des sächsischen Erzgebirges und des dort frühzeitigen Einsetzens von Wanderarbeit und -handel zeigte er auf, dass „Heimat“ für sich nicht existiert. Sie entsteht dadurch, dass sie verloren wird. Die „Heimat“ kann allerdings auch zur Ressource werden. Im Nahraum, z.B. durch Förderung des Tourismus, sowie in der Fremde, indem beim Wanderhandel das Berghabit des Erzgebirges getragen wurde. Schließlich konstatierte er ein reziprokes Verhältnis von Mobilität und Heimat, das allerdings auch Widersprüchlichkeiten enthält.

Dieter Herz (Dresden) referierte zum Thema „Operation Sachsenstolz. Zu Anspruch und Methode des ‚Heimatwerks Sachsen‘ (1936-1945)“. Am 2. Oktober 1936 gegründet, setzte sich das Heimatwerk zum Ziel, der Verulkung des Sächsischen durch so genannte Sachsenkomiker entgegenzuwirken, Volkstumsarbeit zu leisten und zugleich die touristischen Potentiale Sachsens zu erhöhen. Der Vorsitzende des Vereins Arthur Graefe, der gleichzeitig Regierungsdirektor im Sächsischen Ministerium für Volksbildung war, sah die Hauptaufgabe des Vereins darin, das Sachsenbild aufzubessern und bei den „Volksgenossen“ die Liebe zur Heimat zu wecken. Dabei war das Heimatwerk Sachsen eng an die NSDAP angebunden, so gab es z.B. „Volkstumsbeauftragte“, die im Sinne der Partei kulturelle Veranstaltungen überprüfen sollten. Das „Heimatwerk Sachsen“ entfaltetet in den knapp 10 Jahren seiner Existenz den Anschein eines breit gefächerten Aktionismus, mit dem der umfassende Geltungsanspruch dieser NS-Institution transportiert wurde.

Daran schloss inhaltlich der Beitrag „Heimat in der Diktatur. Zur Relevanz regionaler Identifikation im Nationalsozialismus und in der frühen DDR“ von *Thomas Schaarschmidt* (Potsdam) an. Der Vortrag gliederte sich in drei Teile: 1. Heimatbewegung am Ende des II. Weltkriegs, 2. Heimatbewegung in der rechtlichen Grauzone von 1945 bis 1949 und 3. Natur- und Heimatfreunde-Organisationen und der sozialistische Heimatbegriff. Schaarschmidt stellte fest, dass das Selbstverständnis der Heimatvereine im Jahr 1945 eigentlich ein unpolitisches war, deshalb wollten sie an ihre Tätigkeiten vor 1933 wiederanknüpfen. Doch in den meisten Fällen entsprach ihr Selbstverständnis nicht den Realitäten, denn nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler wurde die Fahne schnell nach dem politischen Wind gedreht, lediglich der Sächsische Heimatschutz schien sich nicht zu sehr von den Nationalsozialisten einvernehmen zu lassen. Schaarschmidt stellte darum die These auf, dass das „Heimatwerk Sachsen“ gegründet worden sei, um den bürgerlich organisierten Heimatschutz auszuhebeln. Nach 1945 wurde das „Heimatwerk Sachsen“ verboten. Es galt nunmehr als sächsisch-nationalistische, bürgerliche Organisation, die eine separatistische Kultur propagierte. Unter dem Kulturbund, der die Einheit der deutschen Kultur betonte, wurden die Heimatvereine zusammengefasst, um die bürgerlichen Institutionen, in denen man Reaktion vermutete, zu kontrollieren und umzuformen. Schließlich wurde auf die Erfolgsgeschichte der Natur- und Heimatfreundebewegung verwiesen. Unter Berücksichtigung der neuen Eigentumsverhältnisse richtete sich die sozialistische Heimatliebe nicht auf bestimmte Regionen, sondern auf die DDR im Ganzen. Doch ermöglichte sie auch Integration jenseits der Ideologie und bot viele Spielräume auf lokaler Ebene, was wiederum systemstabilisierend wirkte.

Jan Palmowski (London) stellte die sozialistische „Heimat“ in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Dabei ging er auf die Möglichkeiten der medialen Verbreitung eines von den Eliten gewünschten Heimatbildes ein. Die DDR-Regierung erkannte die Chancen, die sich durch das Fernsehen boten, nämlich die Möglichkeit sich

dadurch besonders volkstümlich darzustellen und einen gewissen DDR-Patriotismus zu schüren. Ab der Mitte der 1970er Jahre besaß statistisch jeder DDR-Haushalt ein Fernsehgerät. Der Staat verfügte damit über ein Mittel, die BürgerInnen in ihrer Privatsphäre zu beeinflussen, auch wenn er in Konkurrenz zu den Westsendern stand. Als besonders effektiv stellten sich hierfür Unterhaltungsshow's heraus, die im Gegensatz zu Politiksendungen die Konsumentinnen und Konsumenten stärker emotional berühren und sich somit intensiv im Unterbewusstsein verankern. In Anlehnung an die „narrative theory“ ging Palmowski dabei von einer Verwischung der Grenze zwischen Fiktion und Wirklichkeit aus. Aufgrund der Tatsache, dass wir nur das Aufnehmen, was uns als plausibel erscheint, seien verschiedene Wirklichkeiten entstanden, die aber nicht miteinander unvereinbar waren.

„Wohlkalkuliertes Heimweh? Von Heimatschachteln, Binnenwanderung und glücklicher Rückkehr“ betitelten *Peter F.N. Hörz* (Reutlingen) und *Marcus Richter* (Bamberg) ihr Referat. Zunächst gingen sie auf eine Initiative des Magdeburger Bürgermeisters ein, der in den Jahren 2005/2006 all denen, die sich bei den Meldebehörden aus der Stadt abmeldeten, an ihre neue Adresse eine so genannte Heimatschachtel verschicken ließ. Angeregt durch die Soziologin Christiane Dienel, sollte der Inhalt nicht das Weggehen kritisieren, sondern einen emotionalen Gruß aus der Heimat übermitteln, der eine leichtere Rückkehr ermögliche. Des Weiteren untersuchten sie Internetplattformen, auf denen sich Binnenmigranten austauschen. Die Heimatschachtel ist als eine Reaktion auf die Abwanderung von knapp zwei Millionen Menschen aus den Neuen Bundesländern und den damit einhergehenden „brain drain“ zu verstehen. Ostdeutsche „Heimat“ und ihr Diskurs sollen hier folglich zum Argument gemacht werden, um die einst Ausgezogenen zur Heimkehr zu bewegen. Gegen den drohenden ökonomischen Abstieg wird eine kalkulierende Heimatpflege eingesetzt. Hörz und Richter zeigten an ihren Beispielen, dass die „Heimat-Ost“ neben sozialen und kulturellen Komponenten immer noch eine deutliche geografische Komponente besitzt, denn die Neuen Bundesländer gelten bei den Weggegangenen nach wie vor als der Raum, in dem sie sich am sichersten bewegen können.

Denn ersten Tag schloss der öffentliche Abendvortrag „Heimat denken. Zeitschichten und Perspektiven“ von *Konrad Köstlin* (Wien) im Kulturrathaus der Stadt Dresden ab. Dabei ging er auf die verschiedensten Aufladungen und Handhabungen des Heimatbegriffs ein. Dieser sei nur zu leicht zu instrumentalisieren, könne aber auch positiv besetzte Lebenswelt bedeuten. Köstlin plädierte schließlich eindrucksvoll für die Akzeptanz der Migranten und all derer, die fremd sind in den europäischen Ländern.

Annette Schneider (Halle) eröffnete den letzten Tag mit der Vorstellung eines Projektes des Landesheimatbundes Sachsen-Anhalt in der Dübener Heide. Sie fragte in ihrem Titel: „Refugium oder Erlebnisraum?“ und stellte dabei „Die Sicht der Einwohner auf ihre Region“ dar. Nach einigen Erläuterungen zur Dübener Heide, die touristisch kaum attraktiv erscheint und eine gewisse Sonderstellung besitzt, da sie teils zum Bundesland Sachsen und teils zum Bundesland Sachsen-Anhalt gehört, legte sie die Methodik ihrer Untersuchung dar. Im Mittelpunkt standen dabei neben den in der volkskundlichen Forschung als klassisch zu bezeichnenden Befragungen vor allem „mental maps“, mit Hilfe derer das Empfinden des Nahraums der Testpersonen analysiert werden sollte. In der Art und Weise, wie Jugendliche oder Erwachsene ihre Region erklären, konnte Schneider eindeutige Unterschiede konstatieren. Außerdem stellte sie fest, dass Jugendliche mit „Heimat“ einen flexibleren Umgang pflegen und diese keineswegs nur die Bedeutung der Herkunft hat. Vielmehr geht es um die Emotion des Wohlfühlens. Die im Titel gestellte Frage beantwortete sie damit, dass in diesem Fall die Region sowohl als Refugium wie auch als Erlebnisraum wahrgenommen werde.

Am Ende der „Ostdeutschen Befunde“ stand der Vortrag des Landschaftsplaners *Michael Sperber* (Cottbus). Er berichtete über „Gebrochene Heimat – Lebenswelten in einer peripheren Region“. Seine Untersuchung fußte auf seiner Tätigkeit als Regionalmanager in der Niederlausitz, die er als Schrumpfende Region bzw. Peripherie wahrnahm. Mit einem Heimatbegriff in Anlehnung an Beate Mitscherlich, der zufolge diese durch soziale Einbindung, gestaltbarem Handlungsraum und einem überindividuellen Sinnzusammenhang gekenn-

zeichnet ist, analysierte er die vom Bergbau gekennzeichnete Industriestadt Lauchhammer. Für die Zeit nach der Wende und den damit verbundenen Wegfall von 90% der Industriearbeitsplätze identifizierte Sperber eine psychosoziale Differenzierung der Bewohner in drei Kategorien: eine Minderheit, die eine neue Lebensperspektive fand; die Mehrheit derer, die arbeitslos wurden (diese Gruppe bestand hauptsächlich aus den unteren Arbeitern der Kohleindustrie); und die Gruppe derer, die wegzogen. Die Arbeitslosen fanden „Heimat“ eher in sozialen Bindungen und gewohnten Verhaltensweisen. Für die Minderheit der Modernisierer hingegen war das Referenzsystem „Heimat“ ein Mittel zur Bewältigung der Krise; es sollte ein vorindustrielles Idyll hergestellt werden und das Thema Kohle wurde tabuisiert.

Den Auftakt zum Themenkreis „Ortsbezogenheit in der Spätmoderne“ lieferte der Vortrag „Nationale und regionale Identitäten: Zur Bedeutung von territorialen Verortungen in der zweiten Moderne“ von *Irene Götz* (München). Sie setzte sich dabei im ersten Teil mit dem Begriff der Identität auseinander und stellte die analytische Schärfe des Begriffes in Frage, da er inflationär gebraucht und ideologisch benutzbar sei. Sie verstehe Identität daher als einen Verständigungsbegriff. Darauf folgte eine Kritik an den Forschungen zu Globalisierung und Transnationalismus, da diese oft nur die Lebensformen der Eliten untersuchten und die Potentiale der Identifikation im Regionalen vernachlässigten. Im zweiten Teil stellte sie Interviews aus einer vor 10 Jahren durchgeführten Untersuchung in Sachsen vor, wobei sie den Ortsbezogenheiten der Befragten nachging. Dabei plädierte sie für Einzelfallforschungen nach dem Konzept einer „Welt in Stücken“ (nach Clifford Geertz) und stellte eine „invention of tradition“ im Regionalen fest. So ist einem Probanden, der die Wende als Überfall der materiellen Werte und des Geldes erlebt hatte, seine Identität als Sachse besonders wichtig. Hierfür formalisierte er die Kategorien Landschaft und Geschichte als die beiden wichtigsten konstituierenden Elemente.

Manuela Barths (München) Thema lautete: „Vom Transitraum zur Heimat. Zur Diskussion um Geschichtlichkeit, Natürlichkeit und Grenzziehung in einem Neubau-Quartier auf ehemaligem Flughafengelände“. In dem ihrer Magisterarbeit entnommenen Thema analysierte sie die Diskussion um eine Hainbuchenhecke, die auf dem ehemaligen „Stadion der Lüfte“ in München-Riem stand und den Umgang mit dieser bzw. deren Umwertungen im Zuge der Wandlung des Stadtteils zu einem Wohngebiet. Die diskursanalytische Untersuchung der Stadtteilzeitung „Take Off“, deren Redaktion politisch und sozial heterogen besetzt war, in der sich aber auch Meinungsführerschaften innerhalb der Autoren herauskristallisierten, offenbarte verschiedene Natur- und Heimatbilder. Barth verfolgte im Anschluss hieran die Frage, inwiefern „Heimat“ administrativ planbar sei.

Der Soziologe *René Gründer* (Freiburg) erweiterte die Zugänge zum Themenfeld „Heimat“ um „Religiöse Beheimatungsversuche: germanischgläubiges Neuheidentum als Ausdruck spiritueller Glokalisierung“. Er stellte dabei die Rückkehr des Heimatbegriffs in den soziologischen Diskurs fest und lehnte sich an Friedrich Fürstenberg an, dem zufolge Heimat ein „anthropologisch nötiger Friedensraum“ sei. Weiterhin ging Gründer von einem Konzept zweier Heimaten aus, einer kulturellen sowie einer territorialen Heimat. Nach dieser Hinführung untersuchte er die Thematisierung von „Heimat“ in den drei Phasen typologisch voneinander abgrenzbaren Phasen des germanischgläubigen Neuheidentums: dem völkischen Heidentum (seit ca. 1900), dem ökospirituellen Heidentum (seit ca. 1970) und dem universalistischen Heidentum (seit ca. 1990). Charakteristisch für diese heute auch nebeneinander bestehenden Orientierungen ist, dass die Bezugsdimension des Heimatlichen jeweils wechselt. Wird zum Beispiel in der völkischen Orientierung das Blut als Dimension des Heimatlichen verstanden, so wechselt das ökospirituelle Heidentum auf die eigene Umwelt als Heimatfaktor. Im Kontext der Glokalisierung kommt Gründer zur Hypothese, der zufolge die aktuellen neuheidnischen Beheimatungsversuche ein Ausweis für die individuelle Flucht des „flexiblen Menschen“ in die kulturelle Heimat sind angesichts einer kollektiven Vertreibung von Menschen aus der territorialen Heimat im 20. und 21. Jahrhundert.

Die Frage, wie wir Heimat zu einer Forschungsperspektive in einer durch Globalisierung und Mobilität gekennzeichneten Gesellschaft entwickeln können, stellte *Beate Binder* (Hamburg) in ihrem Vortrag „Beheimatung statt Heimat? Transnationale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit“. Sie entwickelte diesen Blickwinkel unter Berücksichtigung von Konzepten der Migrationsforschung im Kontext des Transnationalismus. Als wichtig erschien ihr zu untersuchen, wie sich die Menschen, aufgrund ihrer über den Raum verteilten Lebensformen, zwischen den Orten einrichten. Ortsbezogenheit löse sich dabei nicht auf, sondern würde neu aufgeladen. In Frage zu stellen bleibe aber die raumbundene Gemeinschaftsbildung, die auch in der Volkskunde lange vorherrschte. Weiterhin plädierte sie dafür „Heimat“ durch „Beheimatung“ zu ersetzen, denn die kulturellen Praxen, die sich aus diesem Prozess ergeben, sollten Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen sein, was sie an einer Studie marokkanischer Migrantinnen in Italien exemplifizierte. Schließlich forderte sie einen offeneren Heimatbegriff, in dem dem Sozialen mehr Platz zuteil werden kann, Ethnien nicht mehr so sehr im Vordergrund stehen und der Schwerpunkt auf Einzelfallforschungen gelegt werden sollte.

Den Schlusspunkt in der Vortragsreihe setzte *Barbara Knorpp* (London). Unter dem Titel „Ethnographische Betrachtungen einer industrialisierten Heimat: Braunkohle und Hochhausarchitektur“ stellte sie den von ihr gedrehten Heimatfilm „Kleine Heimat“ vor. Nachdem sie lange Zeit im Ausland unterwegs war, kehrte sie an ihren Heimatort, ein kleines Dorf in einem Braunkohle-Tagebaug Gebiet nahe Köln, zurück und wollte dokumentieren, wie unschön dieser Ort ist. Nachdem der Ort zugunsten des Tagebaus verschoben worden war und versucht wurde, den Verlust der „Heimat“ durch finanzielle Mittel zu mildern, wurde bei den betroffenen Bewohnern das Thema „Heimat“ intensiv diskutiert. In den 1970er Jahren wurde am neuen Standort eine moderne Hochhaussiedlung errichtet, die für Knorpp zwar nicht wirklich anonymisierend, aber etwas befremdend wirkte. Denn die Vernichtung des historisch gewachsenen Ortes stellte für sie eine extreme Situation dar, die an Marc Augés Konzept der Nicht-Orte erinnerte. Deshalb versuchte sie mit ihrem Filmprojekt zu verfolgen, welche Auswirkungen auf den Heimatbegriff dieser Translozierungsvorgang auf die Betroffenen hatte. Schließlich musste sie feststellen, dass ihr Vorhaben, das Unschöne an ihrem Heimatort zu zeigen, durch die Kamera ästhetisiert wurde. Dies wurde durch einen Filmausschnitt verdeutlicht.

Zwei Tage dichtgefülltes, doch hervorragend organisiertes Programm wurde durch ein Schlusswort von *Manfred Seifert* beendet. Er bedankte sich bei Autoren, Moderatoren, Tagungsbüro, Technik und den TeilnehmerInnen. Eine rundum gelungene Veranstaltung, die viele verschiedene Perspektiven auf das Phänomen „Heimat“ eröffnete und Anstöße für zukünftige Forschungen über Verortungen im geografischen, sozialen und kulturellen Raum liefern konnte. Auch die theoretischen Konzepte zur Ortsbezogenheit sind nach wie vor zu überdenken. Insbesondere die Vorschläge für die stärkere Fokussierung auf Einzelfälle und auf kulturelle Praxen scheinen mir für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Methodendiskussion wichtig. Doch sollten auch die Kollektive, wie dies in den Diskussionen im Anschluss an die Vorträge von Irene Götz und Beate Binder bereits angeklungen ist, weiterhin im Blickfeld des Faches bleiben. Die Kombination beider Herangehensweisen bei Untersuchungen von Identifikationen mit Orten und der jeweiligen gelebten Praxen erscheinen mir vielversprechend.

Martin Walgenbach, Bamberg
(martin_walgenbach@web.de)

Kontakt:

PD Dr. Manfred Seifert

Leiter des Bereiches Volkskunde

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V.

Zellescher Weg 17

01069 Dresden

Tel: 0351-4361640

Fax: 0351-4361651

Homepage: <http://www.isgv.de>

E-Mail: manfred.seifert@mailbox.tu-dresden.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2008.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089/13 47 29, Fax: 089/13 47 39

E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2008, Nr.082

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2008/082-08.pdf>